

(Nachdruck verboten.)

59]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

„Ja, Sie haben recht!“ rief Lucas aus. „Ich bin ein Schwächling, ich schäme mich, daß ich verzweifeln konnte. Das menschliche Glück liegt nur in der Verherrlichung, in der Neuordnung der erlösenden Arbeit. Sie wird die Gründerin unsrer neuen Stadt sein. Aber das Geld, all dieses Geld, das noch daran gewagt werden muß!“

Jordan, erschöpft von langem und leidenschaftlichen Reden, hüllte seine schmalen Schultern enger in das Plaid. Und leise und schlicht sagte er:

„Das Geld gebe ich Ihnen. Wir werden uns einschränken, wir werden immer noch zu leben haben. Sie wissen, wir brauchen wenig: Milch, Eier, etwas Obst. Wenn ich nur die Kosten meiner Experimente aufbringen kann, so liegt an allem andern nichts.“

Lucas faßte seine beiden Hände und drückte sie tief bewegt.

„Leurer, großmütiger Freund! . . . Aber Ihre Schwester, sollen wir auch sie arm machen?“

„Wahrhaftig,“ sagte Jordan. „Wir vergessen Soeurette!“ Sie wandten sich gegen sie. Soeurette weinte still vor sich hin. Sie hatte ihren Platz am Schreibtische nicht verlassen, hatte das Kinn in beide Hände gestützt, und über ihre Wangen rannen große Thränen, in denen die qualvolle Spannung ihres armen gefolterten Herzens sich löste. Auch sie war von dem, was sie gehört hatte, in tiefster Seele aufgerührt worden. Alles, was ihr Bruder zu Lucas gesagt hatte, hallte mit gleicher Macht in ihrem Herzen wieder. Die hohe Pflicht der Arbeit, die selbstverleugnende Hingabe an das Werk, hieß das nicht das Leben auf sich nehmen, ehrlich zu Ende zu leben, um so viel Segen zu verbreiten, als einem gegönnt war? Auch sie wäre sich fortan, gleich Lucas, schlecht und feige vorgekommen, wenn sie das Werk behindert, wenn sie sich ihm nicht bis zum Verzicht auf sich selbst hingeeben hätte. Der Mut ihrer großen Seele, ihres einfachen und guten Herzens war ihr wiedergekehrt.

Sie erhob sich, umarmte ihren Bruder und blieb lange so, den Kopf auf seine Schulter gelegt; dann sagte sie ihm leise ins Ohr:

„Ich danke Dir, Martial! Du hast mich geheilt, ich werde mich opfern!“

Lucas hatte inzwischen wieder auf und ab zu schreiten begonnen, es duldete ihn nicht an einem Platz. Er trat ans Fenster und sah auf die Dächer der Ercherie, über die sich der strahlend blaue Himmel spannte. Dann, sich umwendend, wiederholte er abermals den klagenden Ruf seines Herzens:

„Ach, sie lieben nicht! Wenn sie lieben würden, wäre Fruchtbarkeit überall, alles würde siegreich sprießen unter der warmen Sonne!“

Und Soeurette, die sich ihm mit übervollem Herzen genähert hatte, sagte unter einem leichten Erzittern ihres armen überwindenen Wesens:

„Und man muß lieben, ohne auf Gegenseite zu rechnen, denn das Werk kann nur entstehen durch die selbstlose Liebe zu den andern.“

Auf dieses Wort eines edeln Geschöpfes, das sich ganz hinab, nur um der Freude willen, sich hinzugeben, entstand ein langes, weisheitsvolles Schweigen. Die drei sprachen nicht mehr, und in immer tiefer Vereint blickten sie hinaus auf die von Grün umflossene Stadt der Gerechtigkeit und des Glücks, die ihre Dächer immer weiter erstrecken würde, bis ins Endlose fort, nun, da viel Liebe war ausgefäet worden.

IV.

Lucas hatte sich wiedergefunden, willenskräftiger und thatfrevdiger als je regte sich in ihm der Städtegründer und Städtebauer, und die Menschen und die Steine gehorchten seiner Stimme. Mit dem Glauben an seine Mission war ihm

alle Stärke, alle Heiterkeit seiner Seele wiedergekehrt. Rüstig und fröhlich führte er den Kampf der Ercherie gegen die Hölle, und von Tag zu Tag vergrößerte er seine Eroberung der Menschen und Dinge, dank dem heißen Begehren nach allgemeinem Glück und allgemeiner Liebe, von dem er durchlebt war und das er um sich verbreitete. Seine neue Stadt sollte ihm Josine wiederbringen. Mit Josine waren alle Unglücklichen der Erde erlöst. Darauf hatte er seine Zuersticht gesetzt, und er arbeitete für und durch die Liebe, des Sieges gewiß.

In einem schönen, klaren Tage wurde er unversehens Zeuge einer Scene, die ihn zugleich ergöhte und rührte und sein Herz mit fröhlicher Hoffnung erfüllte. Er war im Begriff, einen Rundgang durch die Nebengebäude der Fabrik zu machen, um auch hier selbst nach dem Rechten zu sehen, als unerwartet helle Stimmen und lustiges Gelächter aus einer Ecke des Terrains zu ihm drangen, dort, wo am Fuße des steilen Abhangs der Monts Pleuses eine Mauer das Gebiet der Ercherie von dem der Hölle trennte. Er näherte sich sachte, um nicht gehört zu werden, und blickte auf das reizende Schauspiel einer Schar Kinder, die zwanglos, in unschuldiger Verbrüderung mit der Erde unter der hellen Sonne spielten.

Diesseits der Mauer befand sich Nanet, der täglich zu seinen Freunden in die Ercherie kam, mit Lucien und Antoinette Donnaire, die er wahrscheinlich auf einer hitzigen Jagd nach Glückseligkeit bis hierher geführt hatte. Alle drei hatten die Köpfe erhoben und lachten und schrien, während auf der andern Seite der Mauer andre Kinder, die man nicht sah, ebenfalls lachten und schrien. Und es war leicht zu erraten, daß drüben bei Nise Delaveau wieder ein Kindermahl stattgefunden hatte, daß die kleinen Gäste samt ihrer Wirtin, im Garten spielend, die Stimmen der Kameraden von drüben gehört hatten und daß nun beide Teile vor Begierde brannten, sich zu sehen, sich zu vereinigen, um miteinander spielen zu können. Leider aber war die Thür, die sich früher hier befand, vermauert worden, da man hatte erkennen müssen, daß alle Verbote und Schelte die Kinder nicht abhielten, miteinander zu verkehren. Bei Delaveau war ihnen streng verboten worden, auch nur bis ans Ende des Gartens zu gehen. In der Ercherie bemühte man sich, ihnen zum Bewußtsein zu bringen, daß sie noch Unannehmlichkeiten, Streitigkeiten, vielleicht sogar einen Prozeß heraufbeschwören würden. Aber das alles fruchtete nichts, sie setzten sich über Verbote und Ermahnungen hinweg, als arglose Kinder, die den unbekanntesten Kräften der Zukunft gehorchten, sie ließen sich nicht abhalten, sich miteinander zu gesellen, zu vermengen, zu verbrüdern, in göttlicher Unkenntnis des Klassenhasses und der wütenden Kämpfe der Erwachsenen.

Die reinen, hohen Stimmen ertönten immerzu wie Scherzentriller.

„Bist Du's, Nise? Guten Tag, Nise!“

„Guten Tag, Nanet! Bist Du allein, Nanet?“

„O nein, Lucien und Antoinette sind auch da. Und Du, Nise, bist Du allein?“

„O nein, Louise ist bei mir und Paul. Guten Tag, guten Tag, Nanet!“

„Guten Tag, guten Tag, Nise!“

Sie wurden nicht müde, einander guten Tag zuzurufen, und begleiteten jeden Ruf mit nicht endemwollendem Gelächter, so lustig schienen es ihnen, so miteinander zu sprechen, ohne sich zu sehen, als ob ihre Stimmen vom Himmel herunterkämen.

„Du, Nise, bist Du noch da?“

„Ja, ja, Nanet, ich bin noch da.“

„Nise, hör einmal, kommst Du nicht herüber?“

„Wie soll' ich hinüberkommen, Nanet, da die Thür vermauert ist?“

„So spring doch, Nise, spring doch!“

„Spring doch Du, Nanet, spring doch!“

Und alle sechs fingen an zu rufen: „Spring doch, spring!“ und hüpfen wie toll an der Mauer in die Höhe, als ob sie hofften, sich sehen zu können, wenn sie recht hoch sprangen. Sie drehten sich, sie taugten, sie verbeugten sich vor der unbarmherzigen Wand, sie thaten, als machten sie sich gegenseitig Gesten durch sie hindurch, mit der kindlichen Einbildungskraft, die alle Hindernisse überwindet.

Dann begannen die hellen Stimmen wieder.

„Du, Nise, weißt Du was?“

„Was denn, Nanet?“

„Ich werde auf die Mauer steigen, Nise, und Dich hinaufziehen, damit Du herüberkommst.“

„O ja, o ja! Steig hinauf, Nanet, steig hinauf!“

Mit kakenartiger Gewandtheit kletterte Nanet an der Mauer in die Höhe und war im nächsten Augenblick oben. Dann setzte er sich rittlings oben hin und war lustig anzusehen mit seinem runden Kopfe mit den blonden, zerzausten Haaren und den großen blauen Augen. Er war schon vierzehn Jahre alt, von kleiner, aber kräftiger Gestalt, mit einem lächelnden, dreisten Gesicht.

„Lucien, Antoinette, paßt auf, ob jemand kommt!“

Dann rief er, stolz auf seinen gebietenden Platz, von dem er beide Seiten übersah:

„Kommt herauf, Nise, ich helfe Dir!“

„Nein, nein, nicht ich zuerst. Ich werde auf dieser Seite aufpassen, Nanet.“

„Wer soll also zuerst kommen, Nise?“

„Wart' einmal, Nanet, gieb acht! Paul kommt hinauf. Hier ist ein Gitter an der Mauer. Er wird erst probieren, ob es bricht.“

Ein Schweigen folgte und man hörte nur das Knacken alten Holzes und unterdrücktes Gelächter. Lucas überlegte, ob er nicht vortreten sollte, um die Ordnung herzustellen und die beiden Kindergruppen wie eine Schar Sperlinge zu verschrecken. Wie oft hatte er selbst die Kinder ausgescholten, aus Furcht, daß ihre Zusammenkünfte einmal doch ernstliche Mißheiligkeiten hervorrufen könnten. Aber er fand die Kleinen so köstlich in ihrer Furchtlosigkeit und ihrem Uebermut, daß er sich noch nicht entschließen konnte, sie zu stören. Eine kleine Weile wollte er noch zusehen, und dann streng eintreten.

Ein Triumphgeschrei erscholl, Pauls Kopf erschien über der Mauer; Nanet zog ihn vollends herauf und ließ ihn dann auf diese Seite in die Arme Luciens und Antoinettes hinabgleiten. Paul, obgleich auch schon über vierzehn Jahre alt, war nicht schwer, ein schwächlicher, hübscher blonder Junge von sanfter, guter Gemüthsart und mit weichen, klug blickenden Augen. Kaum auf dieser Seite der Mauer angelangt, umarmte er Antoinette, seine Freundin, die er sehr gern hatte, weil sie so groß und schön für ihre zwölf Jahre war und sehr viel Anmut besaß.

„So, der wäre drüben, Nise. Wer kommt jetzt?“

„Aber Nise wäre leise und ängstlich.“

„St, st, Nanet! Dort beim Hühnerstall rührt sich was! Dud Dich auf die Mauer, schnell, schnell!“

Dann, als die Gefahr vorüber war:

„Nanet, aufgepaßt, jetzt kommt Louise, ich helfe Louise hinauf!“

Und bald darauf erschien in der That der Kopf Louises, ein Zickelkopf mit schwarzen, ein wenig schiefgestellten Augen, einem winzigen Näschen und spitzem Sinn. Elf Jahre alt, war sie bereits ein kleines eigenwilliges und selbständiges Persönchen, die ihre Eltern, die guten Mazelle, täglich mehr außer Fassung brachte, da sie nicht begreifen konnten, wie ein solcher Wildfang aus ihrem sanften Egoismus hatte entzpringen können. Sie wartete nicht einmal ab, daß Nanet ihr herüberhelfe, sondern sprang gleich selbst herunter und fiel Lucien, ihrem Herzensfreund, um den Hals. Dieser, der älteste von allen, war groß und kräftig, fast wie ein Mann mit seinen fünfzehn Jahren, und war ein erfinderischer Kopf, der seiner kleinen Freundin ganz außerordentliche Spielzeuge verfertigte.

„Nummer zwei, Nise. Jetzt bist nur noch Du übrig. Komm schnell, dort beim Brunnen rührt sich wieder was!“

Das Knacken brechenden Holzes wurde hörbar, offenbar war ein ganzes Blatt des Gitterwerks umgefallen.

„O Nanet, ich kann nicht. Louise hat das ganze Gitter niedergetreten!“

„Das macht nichts, Nise. Gib mir nur Deine Hand, ich zieh Dich herauf.“

„Nein, nein, es geht nicht, Nanet; Du siehst, so viel ich mich auch strecke, ich bin zu klein.“

„Wenn ich Dir sage, daß ich Dich heraufziehe. Noch ein Stückchen! Ich bück' mich, und Du hebst Dich. Hoppla! Siehst Du, wie es geht!“

Er hatte sich flach auf die Mauer gelegt, so daß er sich nur wie durch ein Wunder im Gleichgewicht hielt, und mit einem kräftigen Ruck hob er Nise herauf und setzte sie rittlings

vor sich hin. Sie sah noch zerzauster aus als sonst mit ihrem blonden Vorkopf, ihrem rosigen, stets lachenden Mäulchen und ihren blauen Augen. Sie paßten zusammen, sie und ihr Freund Nanet, blondlockig und zerzaust eins wie das andre.

Eine kurze Weile blieben sie so rittlings oben sitzen, eins dem andern gegenüber, triumphierend, sich so hoch in der Luft zu befinden.

„O, dieser Nanet, wie stark er ist! Er hat mich richtig heraufgezogen.“

„Du hast Dich aber auch ordentlich groß gemacht. Weißt Du, ich bin vierzehn Jahre alt.“

„Und ich eh! Sag, sitzen wir nicht da, wie auf einem Pferd, einem sehr hohen Pferd aus Stein.“

„Weißt Du was, Nise? Ich stell' mich auf, willst Du?“

„O ja, ja, aufstellen! Ich stell' mich auch auf!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Eifelmaare.

Die Eifel gehört sicherlich zu den Teilen des deutschen Mittelgebirges, die einen Ausflug am reichsten lohnen. Der Naturfreund findet in der sogenannten Vordereifel und in der Hohen Eifel — die Sauer-Eifel, der dritte der Teile, in die die gesamte Eifel von der Wissenschaft zerlegt wird, ist allerdings öd und leer — eine überreiche Fülle lohnendster Partien. Die Thäler der großen und kleinen Kyll, mit ihren Glanzpunkten Kyllburg, Gerolstein zc., das Thal der Salm mit der großartigen Ruine Himmerod und dem durch Clara Siebigs Roman „Das Weiberdorf“ plötzlich aus seiner Unbekamtheit herausgehobenen Dorf Eifelschmitt, das Thal der Lieser mit dem Städtchen Manderscheid und seinen Burgruinen, die an romantischer Pracht ihresgleichen suchen, die hochragenden Aussichtspunkte des Rosenberges, der Rurburg und der Hohen Acht und dann die eigenartigste Schönheit der Eifel, die Maare, das ist eine Liste, die den Touristen anlocken muß. Dazu kämen dann noch für den tiefer wissenschaftliche Interessen hat, der geologische Aufbau des Gebirgslands, den die Thätigkeit der erst in diluvialer Zeit erklosenen Vulkane beeinflusst hat, die Lavaströmbrüche und die Mineralquellen, die das Vermächtnis jener „heißen Tage“ sind, höchst merkwürdige Phänomene wie die Eishöhle bei Gerolstein, ein alter eingestürzter Lavaströmbruch, an dessen Wänden selbst die heißeste Sommerzeit nicht das drei Fuß dicke Eis zum Schmelzen bringt zc. Der Mineraloge und der Botaniker finden in der Eifel reiche Beute, und dem Historiker erzählen die Ruinen alter Burgen von dem langsamen Werden eines Reiches, dessen Landkarte in früherer Zeiten fast so bunt getupft ausah, wie die Bilder eines modernen französischen Poinillisten. Und auch vom Standpunkt des Wissenschaftlers aus bilden wieder die Maare, von denen ich hier eigentlich allein erzählen wollte, eines der lohnendsten Objekte. Endlich wäre auch noch für den Sprachforscher der Dialekt der Eifler als Gegenstand des Studiums zu erwähnen. Dieser Dialekt, der fast schon eine eigne Sprache ist, zeigt in Worthab und Syntax bemerkenswerte Beeinflussung durch die benachbarte französische Sprache und ist in seinen Wortformen und in seiner Aussprache schon soweit umgemodelt, daß ihn ein Holländer besser versteht als ein Deutscher.

Die Maare sind hochgelegene Seen, deren friedliche Fluten heute die Stätten einstiger vulkanischer Eruptionen bedecken. In den tiefen Trichtern der heutigen Maare brodelte und lodte in vorgeschichtlichen Zeiten die glühende Lava; eines Tags aber ergoß sich die höllische Masse über die Ränder des Trichters und floß zu Thal. Allmählich erkalte der fliegende Brei, und es bildete sich auf dem Boden des Trichters eine harte, feste Decke, durch die kein Tropfen Wasser abfließen konnte. Tropfen auf Tropfen sammelten sich hier die atmosphärischen Niederschläge, und die Schmelzwasser des Schnees füllten das Beden, bis endlich ein See dalag, bereit, seine Fläche dem Walde zum Spiegel darzubieten, der aus dem fruchtbaren vulkanischen Boden an seinen Abhängen emporwachsen sollte. So sind jedoch nur einige der Maare entstanden, die heute noch vorhanden sind. Nur bei einigen wie dem berühmten Weinsfelder Maar bei Daun und den beiden kleinen nahe Manderscheid gelegenen Hinfelsmaar und Wanzelboden, läßt sich ein Lavaström und damit das Vorhandensein eines echten Auswurfkraters nachweisen. Bei den meisten aber fehlt jede Spur, daß es in dem jetzigen Seebeden einst wie in einem Hüllentrichter von glühenden Gesteinsmassen gebrodelt hat. Vulkanischen Ursprungs sind jedoch auch diese Maare. Es giebt eine Theorie, die annimmt, der Einsturz unterirdischer Höhlen habe die Beden zu stande gebracht; dann aber hätten notwendig in Boden Risse und Spalten entstehen müssen, durch die das Wasser abgeflossen wäre. Ein See wäre nie entstanden. Auch die kreisrunde bezw. elliptische Gestalt, die sich bei allen Maaren findet bezw. als ursprünglich nachweisen läßt, will erklärt sein. Dazu kommt, daß die Wände auch dieser Maare aus vulkanischen Erzeugnissen gebildet sind, nämlich aus dem sogenannten vulkanischen Sande, der das Zerkümmernsprodukt der glühenden Gesteins-

Kleines Feuilleton.

massen aus den Eingeweiden unsres Planeten darstellt. So erklärt man denn diese zweite Gruppe der Maare für Explosionskrater, entstanden dadurch, daß bei einer plötzlichen Katastrophe die herausgeschleuderten glühenden Massen auf dem Rande niederfielen und hier allmählich einen Wall bildeten, dessen erkaltetes Gestein gänzlich undurchlässig war, ebenso wie der Boden, der sich aus den in den Krater zurückgeführten Massen bildete.

Es muß ein Bild von überwältigender Großartigkeit gewesen sein damals in der Diluvialperiode, als alle diese zweihundert und einige Schmiedefener, die Gephaisos in der Eifel unterhielt, noch brannten und allmählich mit ihrem Flammenlodern den Himmel röteten. Wer damals etwa auf dem Dauner Mäuseberge hätte stehen können, von dessen fahler Höhe man heute die lange Kette der erloschenen Vulkane sieht!

Im ganzen zählt die Eifel heute noch zehn Maare, und neben diesen stehen achtzehn ausgetrocknete oder versumpfte, ehemals, zum Teil noch in historischer Zeit, mit Wasser gefüllte Kraterbeden, die durch natürliche Verdunstung und unterirdische Abflüsse im Laufe der Jahrhunderte geleert sind. Sind keine Ab- bezw. Zuflüsse vorhanden, seien es nun oberirdische, seien es unsichtbare Quellen, so wird sich im allgemeinen der Seespiegel nicht verändern, höchstens daß in dürrern Sommern und schneearmen Wintern der Verlust durch Verdunstung etwas stärker ist, was sich aber immer wieder ausgleicht. Bahnt sich aber einmal in jahrhundertelanger Erosionsarbeit das Wasser einen Weg durch die Umwallung, so stirbt das Maar unauflöslich ab, wenn auch langsam ab. Ein solches sterbendes Maar ist das kleine Hinfelsmaar bei Manderscheid. Auch das große Gemündener Maar bei Dam ist im Absterben, denn durch seine Westwand sicker das Wasser unaufhörlich hinab ins liebliche Lieserthal. Bei dem Holzmaar nahe Gillensfeld, hat man, um das Abfließen des Sees zu verhindern, der reich an Fischen ist, Damm und Schleuse an der Abflusshöhle errichtet. Es kommt wohl auch vor, daß nicht das Abfließen, sondern das Zuflusswasser dem Maare den Tod bringt, wie bei dem Merfelder Maare nahe Manderscheid, dessen Zufluszbach unaufhörlich durch das mitgeführte Geschiebe den Boden des Kraterbedens füllt.

Die Tiefe der Maare ist natürlich ganz verschieden, ebenso wie ihre Flächenausdehnung. So hat der Wanzenboden bei Manderscheid nur 4 Meter Tiefe und 200 Meter Durchmesser; das Hinfelsmaar sogar nur 120 Meter. Das größte und berühmteste aller Eifelmaare dagegen, der Laacher See, dessen größte Tiefe 69 Meter ist, bedeckt eine Fläche von 330 Hektar. Das zweitgrößte Maar, das Pulvermaar bei Gillensfeld, ist nur 36 Hektar groß; an Tiefe kommt es dem Laacher See ziemlich gleich (61 Meter).

Nächst dem Laacher See werden am meisten die drei Dauner Maare besucht, die mit der Bahn am bequemsten von allen zu erreichen sind. Man fährt am besten von Andernach aus bis zu der Kreisstadt Daun. Ganz dicht bei Daun, fast an der Straße, die durch das Lieserthal nach Manderscheid führt und in ihrer weiteren Fortsetzung auf der Hochfläche von Liebersdorf mitten durch einen mächtigen Lavastrom und ein abgestorbenes Maar führt, liegen die drei Maare, die zugleich durch ihren gegensätzlichen Charakter und als reinste Ausprägung des Maar-Typus vor allen andern des Besuchs wert sind: das Gemündener, das Weinsfelder und das Schallenehrener Maar. Ein Niegel von nicht 200 Meter Breite ist zwischen das Lieserthal und das Gemündener Maar geschoben. Ein kurzer Anstieg bringt uns von der Chauffee auf die Höhe des Mandwalls, die 23 Meter über dem Spiegel des Sees liegt. Von diesem Standpunkt bietet das Gemündener Maar das Urbild des Friedens und lieblicher Einsamkeit. Nichts Grauenvolles, nichts Gewaltiges, nicht einmal etwas Eigenartiges. Gegenüber erhebt sich, 154 Meter über den Spiegel des kreisförmigen Sees ansteigend, der Mäuseberg, dicht mit hohem, freundlichem Buchenwald gekleidet, der auch zwei der andern Seiten schmückt, während der westliche Wall ziemlich schlaff ist, als lände sich hier schon der öde und ungasliche Nachbar, das Weinsfelder Maar, an. Es fällt schwer, bei diesem anmutigen Landschaftsbilde an das wilde Wüten der Elementarkräfte zu denken, denen der See seine Entstehung dankt. Wandert man aber um den See herum, sei es westlich direkt auf jenem fahleren Wall, sei es bergan durch den dichten Wald auf schmalen Fußwege zu der breiten Hochfläche des Mäuseberges, so glaubt man sich in kurzer Frist im Angesicht der Urzeit. Das Weinsfelder Maar, rings umrahmt von fahlen, nur mit Gesirrup bewachsenen, unfruchtbaren Wällen, ist das Bild einer Zeit, in der noch keines Menschen Fuß auf der Erde weilte. Am besten paßt zu diesem Bilde ein trüber Herbsttag, wenn Wollenfeyen über den Himmel jagen und die kurzen Gräser der Hochfläche vom Nebelgeriesel tropfen. Da kann man sich ein Urweltwandler dünken, wenn man vom Rande des Bergs in tiefster Einsamkeit zum „Totenmaar“ — wie es im Volke heißt — hinunterguckt. Wandern wir ostwärts um den See, so bringen uns kurze Minuten ein völlig anderes Bild vor Augen. Da wo die Ost- und die Südwand des Maares sich treffen, liegt tief unten das Schallenehrener Maar: fast 80 Meter trennen uns von seinem Spiegel und den freundlichen, inmitten von Wiesen, Aedern und Obstgärten gelegenen Häusern des Dorfs; das Weinsfelder Maar aber, das wir gleichzeitig sehen, liegt nur 15 Meter unter unsrem Standpunkt. Der Gegensatz der starren Oede auf der einen Seite und des fruchtbaren Reichthums dort unten wirkt überwältigend. — Gustav Tiro.

—r. Am Müggelsee. Es ist gut sein am Müggelsee!

Man hat ihn mit dem Meer verglichen, der Vergleich ist nicht einmal so übel.

Er hat den weiten Horizont, er hat die steilen Anferhänge, wo sandige Hügel wie Dünen aus dem Wasser steigen, er hat noch eins: den ewigen Wechsel, das Ruhelose.

Unstät und wandelbar wie die See, zeigt er von Stunde zu Stunde ein andres Gesicht.

Er hat das wechselnde Farbenspiel der Meereswogen: schwarz-grau im Widerschein aufsteigender Wetterwolken liegt das Wasser wie geschmolzenes Blei; diamantbestreut funkelt und blüht es im Glanz der Sommer Sonne.

Blau und still träumt der See hinein in den schwülen Sommertag. Eine reglose Fläche, klar wie ein Spiegel wirft das Wasser die Bilder der Ufer zurück.

Ein märkischer Landsee das Ganze, harmlos und friedlich, es giebt viel märkische Seen so.

Aber in dem Waldsee ist eine Stelle, da spielt es wie leichtes Wellengekräusel und das Geträusel wächst und wächst.

Ein Windstoß geht durch den Wald.

Ein Stoß nur, kein Sturm, die Bäume rühren sich kaum. Aber in den Wassern rauscht es auf und schwillt, die Wellen kochen empor, jagen und überstürzen sich, hoch hinauf springt der weiße Gischt, brausend rollt das Wasser über den Strand.

Aber auch das ist nur für Augenblicke. Wind und Wellen schlafen ein; blau und still träumt die Müggel von neuem hinein in den schwülen Sommertag.

Es ist gut sein am Müggelsee.

Es liegt sich schön in dem weissen Dünenand, wenn das Wasser in schattenlosem Blau die Unendlichkeit des Himmels widerspiegelt, es geht sich schön hinter rauschendem Schilf und flüsternden Binsen, es sitzt sich gut zu Fischen windzerzauster Föhren, wenn über den Wellen die Möven fliegen.

So tiefer Frieden liegt über allem, so wohnsamer Frieden. Wald rundum und nichts als Wald, drüben in Friedrichshagen leuchten weiße Villen aus dunklem Grün, ab und zu tönt Musik über's Wasser, ein verlornes Klang, sonst alles still.

Dünen fliegen über dem See, schillernde Falter gaukeln lautlos vorüber, so weit liegt das Leben, so weit, so weit. — Wo sind die großen Städte mit ihren hohen Häusern und engen Straßen? Wo ist der Kampf ums Brot, der harte, schwere Kampf? Das Wasser rauscht, und die Sonne funkelt. Und alles das, was da hinter liegt, ist nur ein wüster, wüster Traum! Unten auf dem See gleiten die Schiffe auf und ab.

Da kommt die schwere Bille, vollbeladen: Aufrecht am Steuer, steht die Schifferfrau. Sie trägt einen großen Helgoländer, man kann ihr Gesicht nicht erkennen, aber sie schaut gerade aus, wonach schaut sie? Auf die Müggelberge, die ferne aufsteigen, eingehüllt in blauen Dunst und Duf? Auf die Sonne, die purpurglühend hinter den Wäldern niedersinkt?

Mit schweren, müden Griffen dreht und wendet sie das große Steuer, auspassen muß sie, daß kein Dampfer mit der Bille zusammenrennt. . . Die Männer gehen an den Vorbereiten entlang und stoßen die langen Ruderstangen in die Flut. Wie flüssiges Gold tropft das Wasser vom dunklen Holz. Sie sehen es nicht. Sie stemmen sich mit den Schultern dagegen und schieben das Schiff vorwärts, Schritt für Schritt. Wenn sie eine Pause machen, sieht man, wie sie keuchen.

Hart und mühselig arbeitet der Schifferknecht.

Aber an ihm vorbei fahren die Dampfer, das ist ein fröhliches Fahren. Alle Klänge sind besetzt, schwarze Herrenröde und bunte Damenkleider leuchten weithin über den See, ein Grüßen und Winken, ein Lachen und Nicken von Schiff zu Schiff.

Ja, die können wohl fröhlich sein. Aus der Stadt und ihrer finsternen Enge sind sie herausgetommen in die frische Luft, heraus zu Baldegrün und Bannerrauchen, und ist's auch nur für einen Tag, heut können sie sich sorglos freuen; mit blühenden Augen hängen sie an der Landschaft. Schnell gleitet sie vorüber, ach, so schnell.

Es sitzt sich gut im schwanlenden Boot, wenn die weißen Segel im Winde schwellen und der Rachen wie ein Vogel über das Wasser fliegt. Man legt die Hände in den Schoß und läßt sich treiben, man braucht nicht zu eilen, man hat ja Zeit. Und der Wald ist grün. Der See glänzt wie Gold, und die Berge liegen in Dunst und Duf.

Und das ist alle Tage so — alle Tage.

Drüben an der Baldecke haben sie den Kahn aus Ufer gezogen. Auf dem weichen Rasen liegen sie, die weißen Sweater der Ruderer leuchten durch das Grün der Brombeersträucher. Lachen, Scherzen, Gläserklingen, der Römer kreist in der Runde. Helle Stimmen klingen über den See:

„Noch ist ja die goldne, die blühende Zeit, noch sind ja die Tage der Rosen!“ . . .

Es ist gut sein am Müggelsee!

Auf der Bille hinter den schweren Rudern stöhnt der Schifferknecht. —

Anthropologisches.

— Wann werden wir wieder kleiner? Die Zunahme der Körpergröße bis zu einem gewissen Alter ist eine ebenso

allgemein bekannte Erscheinung, wie es im allgemeinen nicht bekannt ist, daß wir auch wieder kleiner werden. Der Zeitpunkt, von welchem an diese Abnahme der Körperhöhe beginnt, ist durchaus kein sehr später, etwa mit 35 Jahren. Mit 30 Jahren wird die Körperlänge als auf ihrem Höhepunkt angelangt betrachtet, um sich dann einige Jahre zu erhalten. Und zwar beruht die Abnahme der Größe nicht etwa auf gebückter Haltung, sondern auf wirklicher Abnahme, besonders sind es die Zwischenstadien zwischen den Wirbeln, welche, wie man annimmt, infolge des konstant auf ihnen lastenden Drucks zusammensinken. Wenigstens spricht für diese Annahme auch die Tatsache, daß nach längerem Liegen die Körpergröße etwas zunimmt. — Im allgemeinen wird allerdings angenommen, daß der Mensch bei uns mit 20 Jahren ausgewachsen ist, und es dürfte daher die Tatsache, daß das Längenwachstum bis 30 Jahre weitergeht, etwas überraschendes an sich haben. Die Annahme hat auch etwas berechtigtes, da vom 5. bis zum 18. oder 19. Jahre die jährliche Zunahme im Durchschnitt gleich groß bleibt (etwa 5 Centimeter) und dann das Wachstum nur sehr langsam weitergeht, jährlich etwa 1 Centimeter. Aber doch ist dieses Wachstum erwiesen, so auch jüngst wieder durch Messungen an norwegischen Soldaten. Von diesen nahmen 83 Proz. an Länge nach dem 22. bis 28. Jahre noch zu; der Durchschnitt dieser Zunahme war innerhalb dieses Zeitraumes 1,6 Centimeter. Die gleichen Messungen ergaben aber auch, daß schon vom 22. Jahre an eine Reihe der Leute kleiner zu werden anfing und zwar ein ganz beträchtlicher Prozentsatz (6 Proz.). Allerdings ist die Abnahme noch eine geringe, etwa 0,5—1,5 Centimeter, aber es ist doch sehr interessant, daß schon so frühzeitig die Verkleinerung anfängt. Der Rest von 94 Proz. blieb im Wachstum stehen. Immerhin ist die Regel noch ein Weiterwachsen, und die Administration der norwegischen Armee hat auch, wie das „Anthropologische Korrespondenzblatt“ berichtet, diese Tatsache in Rechnung gezogen. Sie hat nämlich den an Stelle des Soldatenmantels jüngst eingeführten Schlaffack noch bekanntwerden der genannten, von Mitgliedern der norwegischen militär-medizinischen Gesellschaft veranstalteten Messungen statt 185 Centimeter für die eine, 200 Centimeter für die andre Hälfte des Heeres, bei 10 Proz. 185 Centimeter, bei 75 Proz. 200 Centimeter und bei 15 Proz. 215 Centimeter lang bestimmt. —

Hygienisches.

Der Einfluß des „Daumenlutschens“ auf die Stellung der Zähne. R. Strache schreibt im „N. Journ. f. Hygiene“: Zu den beliebtesten Unarten unsrer kleinen Kinder gehört unzweifelhaft das Daumenlutschen; doch treten Mütter wie Erzieherinnen dieser üblen Angewohnheit selten energisch genug entgegen, da ihnen nicht bewußt ist, welche nachteiligen Folgen daraus den Kindern für ihr ganzes Leben erwachsen können. Ist es schon vom ästhetischen Standpunkte kein gerade schöner Anblick, die oft nicht ganz sauberen Finger im Munde unsrer kleinen zu sehen, so darf man auch aus hygienischen Gründen nicht dulden, daß Unreinlichkeiten auf diese Weise sich Eingang in Mund und Magen verschaffen. Doch sichtbare, direkte Schäden erleiden durch das Daumenlutschen die Zähne. Der kleine Daumen der Kinder schiebt sich nämlich dabei durch die Lippen zwischen die Zahnrücken und legt sich mit dem Nagel auf die unteren Zähne, während die oberen Schneidezähne auf die Vorderseite des Daumens aufbeissen. Da nun die oberen Zähne von Natur über die unteren greifen (seltene Fälle ausgenommen), also schon an und für sich vorstehen, so genügt daher ein kleiner Druck, der beim Anlutschen ganz unwillkürlich von den unteren Zähnen gegen die Zungenfläche der oberen ausgeübt wird, die mittleren Schneidezähne aus ihrer ursprünglichen Lage nach vorn zu drängen. Man veresse dabei nicht, daß viele Kinder dieses Lutschen in jedem unbeobachteten Augenblick thun, ja selbst beim Schlaf die Finger nicht aus dem Munde nehmen, so daß dieser Druck fast ständig ausgeübt wird. Da nun die kleinen Rieserknochen noch ziemlich nachgiebig in ihrer Struktur sind und die Milchzähne lange nicht so fest in ihren Alveolen sitzen, wie die beim erwachsenen Menschen, so geben sie sehr bald dem Druck des Daumens nach und schieben sich nach vorn. Schreiber dieses hat schon häufig in seiner Praxis Gelegenheit gehabt, solche ganz aus ihrer Reihe gedrückten Schneidezähne bei Kindern zu sehen, deren unregelmäßige Stellung sich mit Sicherheit auf das Daumenlutschen zurückführen läßt. Da nun die Lage der Milchzähne für die bleibenden von großem Einfluß ist und letztere gewöhnlich dieselbe Position einnehmen, so ist wohl ersichtlich, welche bedeutende Entstellung dem Gesicht für das ganze Leben daraus erwachsen kann.

Zum Trost möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß — wie für jedes neu auftretende Uebel des Menschen ersunderischer Geist nach neuen Mitteln zur Abhilfe sucht — die Zahntechnik auch für solche Fälle ganz bedeutende Erfolge aufzuweisen hat, indem sie die schiefstehenden Zähne durch Nüchtmaschinen wieder in die normale Lage zurückbringt, was vielen Menschen noch ganz unbekannt ist. Doch sind diese Hilfsmittel gar nicht nötig, wenn Mütter und Erzieherinnen den Kindern das Daumenlutschen frühzeitig abgewöhnen. —

Astronomisches.

Unsre Reise durch den Weltbaum. Es ist bekannt, daß die Sonne und mit ihr das ganze Planetensystem eine Vorwärtsbewegung durch den Raum hat. Wir erkennen diese, indem wir bemerken, wie die Sterne von dem Punkt langsam hinwegrücken,

auf welchen die Sonne ruht, so wie die Bäume eines Waldes, auf den man zugeht, nach links und rechts aus einanderweichen von der Stelle weg, die grade vor dem Wanderer liegt. Genau nun am Firmament den Zielpunkt der Sonnenbewegung anzugeben, ist deswegen mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft, weil die Sterne nicht mit den Waldesbäumen unsres Beispiels vergleichbar, einfach perspektivisch aus einanderweichen, sondern selbst mit eignen Bewegungen den Himmelsraum durchmessen, so daß ihre von uns beobachteten Fortrückungen an der Sphäre die Zusammenlegung der unbekannt eignen und der geschnähig sich vollziehenden scheinbaren Verschiebung sind. Seit 100 Jahren haben die Astronomen stets neue Methoden erfunden, um von der Wirkung dieser unbekannt Eigenbewegungen der Fixsterne möglichst freizuwenden und sind doch nur zu Resultaten für die Richtung der Sonnenreise gekommen, die auf einer weiten Fläche des Himmels die Zielpunkte zerstreut fanden. Jetzt macht nun Professor Kapteyn in Groningen, der scharfsinnige Vorstand des astronomischen Laboratoriums der dortigen Universität, Untersuchungen bekannt, die nach mehreren verschiedenen Methoden durchgerechnet, sehr nahe denselben Punkt am Himmel als die Richtung bezeichnen, in welcher die Sonne fliegt. Man findet die Stelle, wenn man zu der glänzenden, jetzt im Sommer gegen Mitternacht fast im Scheitelpunkt stehenden Wega und dem etwas tiefer und linksstehenden zweitbesten Stern Gamma der Leier nach rechts hin den Punkt sucht, der die beiden andern zum gleichseitigen Dreieck ergänzt. Dorthin steuert die Sonne entweder in gerader Linie oder in einer schwach gekrümmten Bahn mit einer Geschwindigkeit, die auf einem andern Wege neulich Campbell zu 20 Kilometern pro Sekunde bestimmt hat. („Frankf. Zig.“)

Humoristisches.

— **Pariert. Frau:** „Wie, ich soll selber kochen? Ich, ein Weib, die Krone der Schöpfung?“
Mann: „O, es würde Dir deshalb keine Perle aus der Krone fallen!“ —
Schöne Worte. „Dieses Fräulein Doktor Denkmeyer philosophiert wie gedruckt.“
Ja, neulich hat sie auf der Soiree geschwänzt, heute geniesst.“ —
Ausweg. Herr (zum andern, der mit seinem kleinen Birken im Restaurant sitzt): „Warum trinken Sie gar so schnell?“
„Ich muß ja! Wenn ich nicht schnell trinke, kann's mein Erb zählen und sagt's dann meiner Alten!“ —
 („Morgend. hum. Bl.“)

Notizen.

— **Testamentkünstler.** Max Klinger beabsichtigt nächster Tage zur Begründung der in seinem „offenen Brief“ enthaltenen Anschuldigungen ausführliche, tatsächliche Angaben in einem Leipziger Blatt zu veröffentlichen. —
 — Von Byron's Briefen erscheint demnächst der sechste und letzte Band bei Murray in London. Aus diesem die Jahre 1822—24 umfassenden Briefwechsel geht hervor, daß Byron große Summen ausgab, um eine Truppe von 200 Griechenkämpfern zu unterhalten. —
 — Der niederländische Literaturpreis für das beste Drama in holländischer Sprache, das in der Zeit vom 1. Januar 1898 bis zum 31. Dezember 1900 an die Öffentlichkeit gelangte, ist den Brüdern G. D. und J. Minnaert für ihr Drama „Siddharta“ erteilt worden. —
 — Die Krannerbuben von Felix Dörmann und „Ricardos Moral“ von Roberto Dracco, die Direktor Jarno zur Aufführung bringen wollte, sind von der Censurbehörde verboten worden. —
 — **Catulle Mendès** hat ein fünfsäktiges Drama vollendet, dessen Gegenstand das Leben der heiligen Theresia bildet. —
 c. Der Stadt Paris ist das Haus Victor Hugos zum Geschenk angeboten worden. Die Erben des Dichters haben eine Menge Material zur Verfügung gestellt, um das Haus zu einem Hugo-Museum zu gestalten. Die Stadt hat die Schenkungen angenommen. Zu Victor Hugos 100. Geburtstag (26. Februar 1902) soll das Museum eingeweiht werden. —
 — **Thomas Koschat** und die Wiener Hofopernsänger geben ihr erstes Konzert am 6. Juli im Belle-Alliance-Garten. —
 — Eine unbekannt Insel entdeckte im August 1900 der norwegische Kapitän A. N. Saregaard im Stillen Ocean unter 2° 4' nördlicher Breite und 135° 35' östlicher Länge. Saregaard hatte keine Zeit, auf der Insel zu landen, stellte aber fest, daß sie etwa 4—5 Meter aus dem Wasser emporragte, ungefähr 1400 Meter lang war und keine Spur von Pflanzenwuchs zeigte; der Entdecker hat es unterlassen, dem Eiland einen Namen zu geben. —